

Erster Teil

~ 1 ~

›... die Zange!« Außen an den hohen Fenstern vor dem Dunkel der Nacht schlierten Flocken. Innen warf der Frost Gespinste über die Scheiben. Verschwommen spiegelten sie das Gleißeln der Neonröhren. Der Schweiß auf ihren Wangen. Sie keuchte. Der Schmerz. Ihr Stöhnen. Es dauerte, lang, sehr lang! Bis, bis ihm der Klaps der Hebamme den ersten Laut entlockte. ›Glückwunsch Frau Doktor, ein Junge und alles dran«, wandte sich der Arzt Marion zu, während er sich die Gummi-Handschuhe abstreifte, ein zufriedenes Lächeln um seine Mundwinkel.

Ich kannte ihn. Ein Kollege. Damals, wie ich, jung an Jahren. Drei Wochen waren vergangen, seither vermochte er im Kreißsaal selbst zu bestimmen: Zange ja, Zange doch nicht, nein. Nur mit Mühe war es mir gelungen, ihn – einige Nachtschichten boten Zeit zum Verschnaufen – zum Erzählen zu bewegen. Wir waren in demselben Viertel aufgewachsen. Nur drei Straßenecken voneinander entfernt.

Mein Kollege hatte lernen müssen, lernen, wieder zu lächeln. Nichts hatte er tun können, gar nichts. In Hamburg hatte ihn seine Mutter zurückgelassen – nur einen Koffer durfte sie mit sich schleppen. Sie hatte sich auf ihr Fensterbrett gestützt und auf die Leere des Bornplatzes geblickt, dorthin, wo sie Jahre zuvor rund um den Thoraschrein zusammengekommen waren, dort unter der Kuppel ihrer Synagoge. Deren Größe hatte noch den Geist des Kaiserreichs geatmet.

Der Räumungsbefehl lag hinter ihr auf ihrem bräunlichen Esstisch. »Dein Großvater, geh zu ihm!« Auch ihre Nachbarn aus dem dritten Stock unter ihnen, wie oft war er früher zu seinem Freund die Treppe hinabgesprungen, konnten nicht bleiben. Auf Lastwagen karrten sie sie von der Moorweide zum Hannoverschen Bahnhof. Die Türen der Deportationswaggons schlossen sich. Der Rauch über Auschwitz! Ihr Mann, ein arischer Goi, hatte in den dreißiger Jahren die Scheidungspapiere eingereicht. Die Rassengesetze! Konnte Marions Arzt seinem Vater niemals verzeihen. Der war von der Front nicht heimgekehrt.

Und der Vater des Neugeborenen? Nicht dort. Im Wohnzimmer, hin und her, von einer Wand zur anderen! Bernds Tatendrang litt es nicht, auf ihrem kleinen Sofa – das grünliche Polster war ein wenig abgenutzt – hocken zu bleiben, die Beine ausgestreckt unter dem Couchtisch, an dem sie auch aßen. Wieder und wieder waren seine Blicke zu dem Hörer auf der Telefongabel gewandert. Vergeblich hatte sein Finger die Wählscheibe gedreht, Neues aus dem Krankenhaus zu erfahren. Der schwarze Apparat hatte ihn von der Kommode aus angeschwiegen. Einmal nichts zu unternehmen, einfach zu warten, damit tat sich mein Bruder zeitlebens schwer.

Eiligst war Marions Mutter mittags aus Hannover angereist. »Bernd, das Besteck, wo ist es?« Aus der obersten Schublade, die Holzknöpfe dunkelbraun wie das ganze Möbelstück, hatte Bernds Schwiegermutter die Kindergabel und den kleinen Schieber genommen. Rudolph, so hatten Marion und Bernd zwei Jahre zuvor ihren Ältesten getauft, war ein hungriger Esser. Zu den Meistern der Kochkunst zählte mein Bruder wahrlich nicht. Über ein Spiegelei wagten sich Bernds Bratkünste nie hinaus.

Auch Marions Mutter hatte ihre Nervosität geplagt. Fast hätte ihr Ellenbogen die Marmorbüste der Cassandra herabgestoßen.

Mit ihrem wehenden Haar, dem zum Ruf weit aufgerissenen, aber gleichwohl wunderschönen Mund und ihren sehenden, übergroßen Augen stand sie am anderen Ende der Kommode. Ein Erbstück unserer Großmutter aus der Zeit des Jugendstils.

Am nächsten Morgen schaute ich während einer Operationspause bei Marion vorbei. Noch recht blass blickte mich meine Schwägerin an, wie sie auf der Wöchnerinnenstation vor mir lag. »Hallo Michael, begrüßte sie mich mit leiser Stimme. Den jungen Müttern in den Betten rechts und links neben ihr waren nach dem Frühstück wieder die Augen zugefallen. Und ich nahm Marions Kleinen auf den Arm. Er strömte diesen besonderen, ein wenig an Karamell erinnernden Geruch aus, der nur frisch gewickelten Säuglingen eigen ist, diesen Duft, der das Herz berührt. Kurz öffnete er seine Augen. Mir war, als blicke er mich an, als sei ich für ihn bedeutsam. Ich wartete auf sein zweites Augenaufschlagen.

Dann rief mich wieder meine Arbeit. Auf dem Flur kam mir Bernd entgegen, seinen Jüngsten in Augenschein zu nehmen. Seit Jahren schon hatte ich ihn nicht mehr strahlen gesehen. Nun ergriff ein Lächeln sein schmales Gesicht mit den tief liegenden Augen.

Erst gut drei Jahre war es her gewesen. Damals hatten weiße Laken die Befreier begrüßt. Als solche empfand sie Marion, nicht Bernd. Damals wusste ich noch nicht, wie darüber denken. Die Betttücher hingen aus den Fenstern der dreistöckigen Backsteinfassade mit dem roten Kreuz vor der Notaufnahme. Wie hastig der Hausmeister zum Pinsel gegriffen hatte. Hinter dem Eingang war die Wand heller, nicht so altersgrau wie in den Fluren, nicht derart abgestoßen wie in dem Raum voller Betten, in den sie die Schwester, eine weiße Haube auf dem Kopf, kurz nach seinem ersten Schrei geschoben hatte.

Die frische Farbe an der Wand hinten in dem Eingangsbereich war Marion nicht ins Auge gefallen, als sie dickbäuchig und kurzatmig bedächtigen Schrittes über das dunkelgrüne Linoleum gegangen war. Auch mit einem unmerklichen Zucken in den Augenlidern.

Wenige Winter zuvor und ihr Blick wäre auf das Hakenkreuz gefallen, dem an der Stirnseite des breiten Korridors oben über der Tür zum Treppenhaus und dem Fahrstuhl rechts daneben. Rumpelnd hatte der sich auf ihrem Weg nach oben zum Kreißsaal in Bewegung gesetzt. Für etliche nur Wandfarbe, kein frischer Neuanfang, nur bloße oberflächige Tünche. Noch träumten einige von der Rückkehr des braunen Mörderpacks, auch vom Führerkult hoch gereckter Arme. Nicht für alle ein Alptraum! Es sei nicht alles schlecht gewesen, hörte man murmeln; ich von einem älteren, etwas knurrigen Kollegen aus der Chirurgie während einer Kaffeepause; eine Tasse heißen Mukkefukk hielt er in der Hand. Auch Marion entging das Gemunkel nicht. Wie ihre Nachbarn in dem roten Siedlungshaus auf der anderen Straßenseite tuschelten, jene neben der kleinen Schlachtereier, vor den weiß überpuderten Wiesen, aus denen hier und da noch Büschel welken, etwas bräunlichen Grases ragten. Die meisten aber verschlossen ihre Münder wie zuvor ihre Augen: Schon schlimm, die Leichenberge in den Konzentrationslagern!

»Aber wir haben doch nichts gewusst.«

So auch Bernds Schwiegermutter Henriette. Nicht immer gelang Marions Mutter, das Thema zu meiden. Auch sie hatte die Rufe der Kassandren Anfang der dreißiger Jahre nicht hören wollen. – Und jetzt die schwere Arbeit, die Sorgen. Nur nicht Zurückblicken! Hemdsärmel aufkrempe! Trümmer forträumen!! Aufbauen!

Auch Marion wollte den Neuanfang. Kinder sind Zukunft, dachte sie, nachdem Bernd seinen Besuch beendet und die Tür des Wöchnerinnensaals hinter sich hatte ins Schloss fallen lassen. Und, und vielleicht kehrt sie doch noch zurück, Bernds Leichtigkeit. Seine Grübchen in den Augenwinkeln, wenn er schmunzelte. Vielleicht – wird, wird doch so sein – vielleicht erwachen sie wieder zu neuem Leben. Seine Augen, wie haben die mich früher angestrahlt, so, so voller Lebenslust. Und sein Lachen, lauthals, sehr offen und, ja, so herzlich. Und nun? Marion blickte zu dem Fenster am Ende des Acht-Bettensaals. Die Flocken hatten ihren Wirbel beendet, erste Sonnenstrahlen schickte der Tag. Vielleicht wecken unsere Kinder seine Gefühle, meldete sich ihr Hoffen, als die Schwester ihren Kleinen in das Wickelzimmer zurückbrachte, und sie ihren Still-BH schloss. Warum nur ist Bernd so ernst geworden? Warum die Schatten unter seinen Augen? Warum lebt er wie unter einer Haut aus Eis, als wäre er innerlich erstarrt, als wäre zu empfinden, zu lieben, als wäre zu erleben mit all seinen Höhen und Schluchten wie Alltags ihm nicht mehr wirklich wichtig. Verdammst, verdammst noch einmal, er war doch mal so lustig, so liebevoll, so voller Aufmerksamkeit, selbst für die kleinen Dinge des Miteinander. Wie er mir früher über die Hand gestrichen hat. Dieser verdammte Krieg! Aber Kinder mag er.

Ihre Gedanken entfernten sich. Otto soll mein Zweiter heißen. Ein schöner Name fand sie. Ich auch. Marions Bruder hatte so geheißt. Irgendwo bei Stalingrad hatten sie ihn verscharrt, genauer gesagt, die Reste seines Körpers, den eine Granate zerfleischt hatte.

In Ottos Geburtsjahr fand man wichtige, ja richtige Worte: Artikel 1 Grundgesetz:

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Im Parlamentarischen Rat traten auch Heimkehrer aus dem Exil an das Rednerpult vor dem Theatervorhang in der pädagogischen Akademie in Bonn. Nicht nur die spätere Bundeshauptstadt war klein. An schmalen Tischen, darauf die eng beschriebenen Unterlagen, fasste die Aula gerade eben die klugen Köpfe. Nur vier Frauen durften ihre Stimme in der Runde der Väter des Grundgesetzes heben: Art. 3 Grundgesetz:

Männer und Frauen sind gleichberechtigt.

Mein Bruder war es. Er öffnete mir die Augen für die Welt des Rechts. Bernd hatte vor dem Krieg in Freiburg begonnen, Jura zu studieren. Nach dem Krieg lehrten seine Professoren anders. »Wendehälse«, meinte er einmal zu mir. »Erst Blut und Boden, jetzt Demokratie.« Ein Jahr nach der Befreiung hatte er sein Notexamen abgelegt.

Bernds Schwiegermutter nächtigte auf der Couch. Vier Frühstücke nach Ottos Geburt griff er in dem etwas schäbigen Flur vor dem Bettensaal zu Marions Lederkoffer. Rudolph, meinen ältesten Neffen, hielt er an der Hand. Ein wenig zappelig war der und als großer Bruder mächtig stolz auf sein Brüderchen. Draußen stiegen sie in ein Vorkriegsmodell: Über den Kotflügeln rechts und links der Motorhaube, darauf der senkrecht aufstehende Stern, zitterten die kreisrunden Scheinwerfer, und das Schild auf dem Dach schien zu schwanken; Taxi stand da schwarz umrandet in gelber Leuchtschrift. Alles genauestens geregelt, schoss Bernd durch den Kopf. Ein wenig unpassend, fand er. Stimmt.

Unsere Überlegungen gehen nicht immer dort auf Reisen, wo sie verweilen sollten.

Bernd verdrängte seine Gedanken an das einträgliche Mandat, das er endlich, wirklich endlich, vorgestern in seiner Kanzlei an Land gezogen hatte. Die Anwaltskanzlei unseres Vaters hatte die

Kriegswirren nicht überdauert. Nach seinem Schlaganfall hatte ich meinem Vater nicht mehr helfen können. Lächelnd drehte sich Bernd zu Marion um, neben ihr auf der dunkelledernen Rückbank das Babykörbchen, und das große Brüderchen rutschte hin und her.

Rumms. Segebrechts Fuhrwerk hatte ihre Taxe in eines der Schlaglöcher gezwungen, die Jahr für Jahr gleich Narben den Wöhrendamm übersäten. »Schiet«, landete der Finger des Fahrers auf der Hupe, »muss ich wieder wienern.« Doch Bernd winkte Segebrecht vom Beifahrersitz aus freundlich zu. Sie kannten einander. Segebrecht blickte auf den Rücken seines Wallachs herab, ein Schleswiger Kaltblut, jung. Ein wenig ängstlich trat es vor und zurück. »Brrr.« In den Galopp fiel der kraftstrotzende Fuchs, eine weiße Blesse zwischen seinen Scheuklappen, nicht. Segebrechts ruhige Stimme bändigte ihn.

Perser schenkten Segebrechts Wohnzimmer Farbe. Aus seinen Fenstern schaute man auf die Schneeereste in dem Bauerngarten an der Südseite seines Hofes. Lang und mächtig streckte sich das Gebäude dahin. Das Holztor in der Giebelseite unter den gekreuzten Pferdeköpfen führte in die Ställe. Die hatte er mir und Bernd – damals waren wir noch kurzbehoste Jungen gewesen – mit stolzgeschwellter Brust gezeigt. Das war noch vor der dunklen, braunen Zeit, als uns unsere Mutter sommers losgeschickt hatte. »Michael, Bernd, holt Milch von Segebrecht.« Vierzig Schritt hinter der Hofeinfahrt, noch hinter dem Dampf des Misthaufens, begrenzten moosbegrünte Dachpfannen das Geäst des Eichenhains. Links neben der Fachwerkfassade streckte der seine Äste in den Winterhimmel.

Die Teppiche, darunter ein Shiraz, früher hatte er das Parkett in unserem Elternhaus geschmückt, lagen unter dem großen Esstisch aus Nussbaum, daneben eine dunkle Anrichte, darin Besteck-

schubladen voller Silber. Auch den Boden des Schlafzimmers im ersten Stock zierten blau-rote Orientteppiche, dort, wo dicke Federbetten der nächtlichen Kälte trotzten und die Dielen unter frühmorgendlichen Schritten knarrten. Der Schwarzmarkt der letzten Jahre: Leere Mägen, Segebrechts Kartoffeln und Eier hatten gelockt, ebenso seine Speckschwarten und Griebenschmalz. Damals griffen die Städter gern nach Sauerfleisch, dem von runden Schweinebäuchen. »Wulln Se nich noch ein Glas mehr?« Wer mit dem Sand des Wöhrendamms unter den Sohlen in den Hofeingang einbog, vier, fünf Zigarettenstangen unter der Jacke, wer Schmuck bei sich trug, ergatterte – nicht immer, aber mitunter – Kottelets mit breit-fettem Rand, seltener ein ordentliches Stück dick durchwachsenen Schinken.

Nach dem Krieg war auch Marion der breite Eingang zwischen den grauen Findlingsmauern rechts und links vertraut geworden. Ich hatte den Trauzeugen gegeben, als Bernd Marion während eines seiner raren Fronturlaube in Hannover zum Standesamt führte. Auch ihr Silberbesteck hatte den Weg in Segebrechts Anrichte gefunden. »Ich pack' den Schinkenspeck unter den Mantel.« Rudolph, Ottos großes Bruder, hatte keine Leere in seinem Bäuchlein geliebt. Und seine Eltern: Wer mag schon im Dampf des Steckrübeneintopfs vergebens nach Fettaugen suchen. Wer liebt es, mit dem Löffel vergeblich nach Fleischbrocken zu fischen. Mitnichten hatten sich Bernd und Marion für eine solche Hungerfischerei erwärmt. Auch ich hatte bei Segebrecht »eingetauscht«. Eine Zeitlang war ich bei Bernd in dem früheren Sommerhaus unserer Eltern nur gut zweihundert Meter hinter dem Segebrechtschen Hof untergekommen. Später besorgte mir das Krankenhaus ein Zimmer.

Doch die Zeit der Essensmarken und Knurrmägen war verstrichen. Endlich! Die Geburt der D-Mark, das Jahr 1948 schrieb

man, zauberte Vorräte auf die Ladentresen. Unversehens füllten Mehl, Zucker und Graupen, sogar Nudeln die Schubladen. Und mit einem eisernen Schwengel pumpte die Verkäuferin, die Schürze sorgsam geknotet, hinter der Verkaufstheke Milch in die Blechkanne.

»Frau Doktor, mögen Sie noch ein Pfund Butter?«

Glasgefäße voller roter und gelber Kinderbonbons erschienen neben der dunklen Ladenkasse. Die ratterte, sobald Kaufmann Oberhaus die Preise eingab, 8 DM und vier Groschen, und sich unten die Geldkassette scheppernd herausschob. Und er Rudolph einen Zitronenbonbon über die Ladentheke zuschob. Beim Hinausgehen, die schwere Einkaufstasche in der Hand, läutete die Türklingel.

»Wiedersehen, Frau Doktor, bis Morgen.«

Und Marion musste nicht mehr die Hühnerknochen vorweisen, damit der Beamte die Zahl der abzuliefernden Eier zusammensetrich. So manche hatten in ihrer Tasche mehrfach den Weg zum Amt gefunden.

Vor dem ehemaligen Sommerhäuschen meiner Kindheit, so einem rot geklinkerten mit Satteldach, kam die Taxe zum Stehen. Weiße Holzfenster hatten die Tischler in den zwanziger Jahren eingesetzt. Dahinter, quer gestellt, fiel Rudolphs Blick auf einen kleinen Stall, darüber ein Heuboden für das Schaf Liese und linkerhand vor einer Reihe hoher Fichten in ein geräumiges Hühnergehege. Ein Birnbaum reckte sein Geäst weit über den Maschendraht. Für Birnen, Bohnen und Speck schwärmte er. Welch ein Gewusel weißer und brauner Legehennen, und der Hahn wusste zu krähen. Schornsteinrauch schlängelte sich in das Winterblau, dem die Schneewolken gewichen waren. Sogleich übertönte Gebell das Schreien des Säuglings. Ottochen hatten die Hupe und die Stöße der Schlaglöcher vor Segebrechts Hof geweckt.

Warum ein Schäferhund? So wenige Jahre nach dem großen Schrecken! Später – nicht mehr ganz Kind, schon ziemlich hochgewachsen, doch noch staksig – fragte Otto sich dies. Schäferhunde hatten die Finsterlinge in den langen, dunklen Ledermänteln mit sich geführt. Einen Schäferhund hatte auf dem Berghof im Berchtesgadener Land der blutbesudelte Unhold gekrault, die andere Hand zittrig auf dem Rücken.